**Hans Wocken**

**Inklusion in Bildern**

Über Metaphern für Inklusion und ihre Vermittlung

1. Aufgabenstellung
2. Die äußeren und inneren Bilder
3. Die Macht der inneren Bilder
4. Metaphern für Inklusion
	1. Die Metapher „Zirkus“
	2. Die Metapher „Salat“
	3. Die Metapher „Mosaik“
	4. Die Metapher „Dorf“
	5. Die Metapher „Organismus“
	6. Synopse der Metaphern
5. Einübung in inklusives Denken

**1. Aufgabenstellung**

Inklusion kann man nicht fotografieren. Man kann ein Foto einer inklusiven Lerngruppe machen oder eine Szene eines inklusiven Unterrichts abfilmen, aber das Wesen inklusiver Bildung kann man nicht mit bloßen Augen sehen. Da könnten Bilder, Analogien und Metaphern helfen. Die Abhandlung befragt die Metaphern „Zirkus“, „Dorf“, „Mosaik“, „Salatschüssel“ und „Organismus“ nach ihrer impliziten Vorstellung und bildlichen Aussage über Inklusion. Im praktischen Teil der Arbeit wird dann die „Macht der inneren Bilder“ (Hüther 2008) genutzt, um in inklusives Denken einzuführen. Die praktische Übung verfolgt das Ziel, Inklusion in die Köpfe der Menschen zu transportieren. Soviel der vorausschauende „advance organizer“, nun aber nacheinander und im Detail.[[1]](#footnote-1)

**2. Die äußeren und inneren Bilder**

Das Wort „Bilder“ lässt unwillkürlich an Gemälde, Zeichnungen, Grafiken, Fotos, Plakate, Bühnenbilder, Bilderbücher oder auch Videos, Filme und Internetseiten denken. All diese Bilder sind in einem ikonischem Medium materialisiert, vergegenständlicht; sie können mit den Augen wahrgenommen und betrachtet werden. Man könnte diese Art von Bildern auch „äußere Bilder“ nennen. Diese Kategorie der äußeren Bilder ist nicht Gegenstand der Abhandlung.

Es gibt auch Bilder, die wirklich existieren, die wir aber mit unseren Augen nicht sehen können. Das sind all die „inneren Bilder“, die wir in uns tragen und nur mit unserem „geistigen“ Auge wahrnehmen können. Zu den inneren Bildern gehören das große Reich der Vorstellungen, sodann auch unsere Phantasien, unsere Träume und Visionen.

Die inneren Bilder sind keineswegs Fotografien der realen Wirklichkeit, sondern das Ergebnis von unzähligen Erfahrungen, die wir in unserer Lernbiographie gemacht haben. Die inneren Bilder sind Konstruktionen unseres Gehirns, ganz im Sinne der konstruktivistischen Erkenntnistheorie. Im Laufe unseres Lebens hat unser Gehirn die vielfältigen Erfahrungen vernetzt, strukturiert und im Gedächtnis abgespeichert; von dort werden sie je nach Bedarf und Situation wieder ins Leben gerufen und als inneres Bild dem geistigen Auge präsentiert.

Unsere Vorstellungsbilder sind keineswegs perfekt und beileibe keine sorgsam ausgepinselten Gemälde. Da gibt es nicht selten etliche Leerstellen und auch mancherlei nebulöse, unklare Gebilde. Die inneren Bilder sind zwar dem Bewusstsein zugänglich, aber wir sind nur bedingt in der Lage, sie mit klaren Worten angemessen zu beschreiben. Wir tun uns vielfach schwer, unsere Träume zu erzählen und unsere Visionen zu konkretisieren. Über die Ergänzungsbedürftigkeit von Bildern durch Begriffe und umgekehrt von Begriffen durch Bilder wäre noch manches zu sagen, doch kann es hier und jetzt nicht geschehen.

**3. Die Macht der inneren Bilder**

Ungeachtet mancher Grenzen und Schwächen sind die inneren Bilder gleichwohl hoch interessant und einer genaueren Betrachtung wert. „Die Macht der inneren Bilder“ (Hüther 2008) soll an wenigen Beispielen illustriert und kurz skizziert werden.

* Sofern das *Menschenbild* nicht die unveräußerliche und universale Menschenwürde verbindlich einschließt, ist der Weg frei für die Verdinglichung und Ausbeutung von Menschen. Von der Antike bis zum Ende des 20. Jahrhunderts existierten weltweit Länder, in denen das Recht (!), Sklaven zu kaufen und zu verkaufen, auszubeuten, zu misshandeln und sogar zu töten, gesetzlich erlaubt und verbrieft war.
* Die Teilhabechancen von Menschen mit Behinderung hängen wesentlich davon ab, ob sie als gleichberechtigte menschliche Wesen kategorisiert werden. Das *Behinderungsbild* „lebensunwertes Leben“ hat die Umgangsform Extinktion zur Folge; das Behinderungsbild „unbrauchbare Ballastexistenzen“ befördert die Exklusion; das Behinderungsbild „defizitäre Mängelwesen“ dient zur Legitimation der Separation; das Bild „andersartige Menschen“ ermöglicht die Integration und erst das Behinderungsbild „normalverschiedene Menschen“ legt die Umgangsform Inklusion nahe (Wocken 2015).
* Das *Frauenbild* ist ein Teil des allgemeinen Menschenbildes. Ein patriarchalisches Menschenbild legitimiert die Vorrangstellung des Mannes und führt zur Unterordnung, Ausbeutung und Diskriminierung der Frau sowie zu mannigfachen Formen direkter und symbolischer Gewalt gegen Frauen.
* Ein inneres *Feindbild* resultiert aus einer selektiven Wahrnehmung fremder Menschen, Menschengruppen, Völker oder Weltanschauungen und ist mit negativen Vorstellungen, Wertungen und Gefühlen eng verknüpft. Feindbilder sind die Grundlage für Antipathie, Distanzierung, Abwehr, Ausgrenzung, Intoleranz, Hass, Aggressivität, Gewalt und Kriege.

Die exemplarisch aufgeführten inneren Bilder belegen eindrücklich ihre Mächtigkeit. Die Wirksamkeit der inneren Bilder geht vor allen Dingen (1.) auf eine selektive, stereotypisierende Wahrnehmung der Wirklichkeit sowie (2.) auf ihre starke emotionale Verankerung zurück.

Im Zusammenhang mit Inklusion ist ein weiteres inneres Bild von kaum zu unterschätzender Bedeutung: Das innere Bild über einen inklusiven Unterricht! Das *Unterrichtsbild* der Inklusionskritiker und -gegner ist nicht selten von holzschnittartiger Einfachheit: Inklusiver Unterricht wird von der Inklusionskritik imaginiert als „Einheitsunterricht“ und „Einheitsbrei“ für alle. In einem gemeinsamen, inklusiven Unterricht müssen – nach Ansicht der Inklusionskritiker – die verschiedenen Kinder, die behinderten wie die nichtbehinderten, immer im gleichen Klassenraum beisammen sein und in jeder Unterrichtsstunde das Gleiche in der gleichen Zeit und mit dem gleichen Lernergebnis lernen. In einem inklusiven Unterricht müssen also ungleiche Schüler gleiche Ziele erreichen, sich gleiche Inhalte in gleichem Lerntempo aneignen und zu guter Letzt auch die gleichen Lernergebnisse erreichen. Der FAZ-Journalist Christian Geyer hat diese Karikatur eines inklusiven Unterrichts auf die Formel gebracht: „Unglaubliche Gleichmacherei“ (Geyer 2014, 1). Die Rede vom „Einheitsbrei“ für alle und der „Gleichmacherei“ knüpft – unausgesprochen und doch bewusst – sehr wirksam an die verbreitete Stammtisch-Ideologie von der „sozialistischen Gleichmacherei“ an. Antisozialistische Ressentiments sind ein fester Bestandteil des inneren Unterrichtsbildes der Inklusionskritik (Kraus 2017b; Wocken 2018).

Das innere *Unterrichtsbild*, also die unterstellte und suggerierte „sozialistische“ unterrichtliche Gleichmacherei, ist der geistige Vater antiinklusiver Haltungen und Kampagnen. Die hässliche Horrorvorstellung einer permanenten sozialen Gemeinsamkeit aller Schülerinnen und Schüler in einem Klassenraum und eines kollektiven Lernens im gleichen Schritt und Tritt – genau dieses weithin verbreitete innere Unterrichtsbild ist eine zentrale Ursache, weshalb so manche Eltern und Lehrer und nicht unerhebliche Teile der bildungspolitischen Öffentlichkeit sich Inklusion einfach nicht vorstellen können und sich deshalb skeptisch bis ablehnend verhalten. Die Inklusionskritik knüpft - mal verschwiegen, mal offen - an die vorhandenen antisozialistischen Ressentiments an und verkoppelt in populistischer Manier Inklusion und Sozialismus. Dem ehemaligen Kultusminister Matthias Brodkorb ist die Verknüpfung von Inklusion und Sozialismus ist in einer unvergleichlichen Weise gelungen: „Inklusion ist Kommunismus für Schulen!“ (Brodkorb 2012, 21).

Der zitierte sozialdemokratische Kultusminister hat folgerichtig seine inklusionsdistanzierte Bildungspolitik mit einer quasi-amtlichen Erklärung begründet: „Warum Inklusion unmöglich ist“ (Brodkorb 2012). Wenn etwas unmöglich ist, muss man es auch nicht machen. Niemand verlangt Unmögliches. Von einem Kultusminister, der vorab die Unmöglichkeit der Inklusion verkündet, wird man dann natürlich auch nicht den Aufbau eines inklusiven Bildungssystems erwarten dürfen, wie es die Behindertenrechtskonvention (BRK) verlangt.

Wer ein Unterrichtsbild von Inklusion a la Inklusionskritik in seinem Kopfe hat, muss konsequenterweise dann auch gegen Inklusion votieren. Die Vorstellung eines gleichmachenden und gleichschrittigen inklusiven Unterrichts geistert sogar in den Köpfen von Wissenschaftlern herum, die es eigentlich besser wissen müssten. Bernd Ahrbeck meint: „Das Gleiche ist nicht für alle gleich gut“ (Ahrbeck 2012). Welchen Zweck verfolgt Ahrbeck mit dieser Aussage? Besondere Kinder brauchen besondere Lernangebote, die angeblich nur besondere Schulen machen können. Die fälschliche Vorstellung von einem undifferenzierten inklusiven Unterricht muss für die Legitimation der Sonderschule herhalten.

Die Inklusionskritik mobilisiert mit den Kampfbegriffen „Einheitsschule“ und „Einheitsbrei“ immer wieder tiefsitzende, archaische Ängste vor „Gleichmacherei“ und einer falsch verstandenen, uniformistischen „Gleichheit“. In einer Analyse der inklusionskritischen Literatur (Wocken 2018) habe ich zeigen können, dass der bekämpfte und gegeißelte „pädagogische Egalitarismus“ nicht von der Inklusion vertreten wird, sondern in Wahrheit in den Häusern des Regelschulwesens selbst beheimatet ist:

„Genau das ist die wahre, ungeschminkte Wirklichkeit der ganz „normalen“ Schule in einem gegliederten Schulsystem: Gleiche Schüler, gleiche Ziele, gleiche Inhalte, gleiche Zeit, gleiche Wege, gleiche Ergebnisse! Die ganz „normale“ Schule in einem gegliederten Schulsystem ist eine Gleichheitsschule par excellence! Die „normale“ Schule realisiert „Einheitsunterricht“, die „normale“ Schule betreibt „Gleichmacherei“! Die pädagogische Leitkultur der „normalen“ Schule ist der pädagogische Egalitarismus!“ (Wocken 2018, 163).

Der populistische Vorwurf einer egalisierenden unterrichtlichen Gleichmacherei und eines kollektiven Lernens im gleichen Schritt und Tritt ist eine höchst wirksame, gleichwohl unehrliche und perfide Strategie der Inklusionskritik.

Was kann, was müssen wir dem falschen *Unterrichtsbild* der Inklusionskritiker entgegensetzen? Die Antwort ist klar und einfach: Ein anderes Bild von Inklusion und von inklusivem Unterricht! Wenn inklusiver Unterricht in den Köpfen der Menschen verankert werden und eine breite Zustimmung bei Eltern, Lehrern und in der Öffentlichkeit finden soll, dann braucht es gute und wirksame innere Bilder von Inklusion. Genau diese Programmatik hat schon sehr früh Georg Feuser formuliert: „Inklusion fängt in den Köpfen an“ (Feuser 1985; 2012). Also packen wir’s an!

**4. Metaphern für Inklusion**

In diesem Kapitel werden nun die Metaphern ‚Zirkus‘, ‚Salat‘, ‚Mosaik‘, ‚Dorf‘ und ‚Organismus‘ beschrieben und interpretiert. Die Darstellung einer Metapher geht jeweils der zentralen Leitfrage nach: Was hat diese Metapher mit Inklusion gemeinsam? Die Gemeinsamkeiten zwischen einer Metapher und Inklusion werden in der Darstellung allerdings lediglich angedeutet und nahegelegt. Dem Leser ist aufgegeben, die beschriebenen Merkmale jeweils mit dem eigenen inneren Bild von Inklusion in Beziehung zu setzen und abzugleichen. Es wird angenommen, dass das stetige Vergleichen einer Metapher mit dem eigenen Inklusionsbild die Vorstellung über Inklusion um anschauliche und begriffliche Facetten bereichern kann.

**4.1 Die Metapher „Zirkus“**

Zu Beginn eine historische Erinnerung: Am 9. und 10. Mai 1987 veranstaltete die Hamburger Landesarbeitsgemeinschaft „Eltern für Integration“ das 5. Bundeselterntreffen der Arbeitsgemeinschaft „Gemeinsam leben – gemeinsam lernen“. Dieses Treffen, zum dem etwa 1000 Teilnehmer aus allen deutschsprachigen Ländern und Referenten aus dem Ausland nach Hamburg gekommen waren, wurde von den Veranstaltern ganz förmlich als „Hamburger Integrationszirkus“ betitelt. Im Vorwort des Tagungsbandes (Hinz /Wocken 1987) wurde diese ungewöhnliche Namensgebung folgendermaßen begründet: „Um das Miteinander verschiedener Menschen, von Jung und Alt, von Kindern und Eltern, von Laien und Fachleuten, von Behinderten und Nichtbehinderten, von Bürgern und Politikern, ja von Kritikern und Anhängern der Integration auszudrücken, wählten die Veranstalter des 5. Bundeselterntreffens das Motto „Hamburger Integrationszirkus“ (1987, Vorwort). Eine gute Wortwahl?

Der Zirkus übt seit jeher auf Kinder wie auf Erwachsene eine besondere Faszination aus. Er symbolisiert eine exotische Gegenwelt, läßt den grauen Alltag hinter sich und entführt für eine Weile in ein Reich der Träume und Sehnsüchte. Die Akrobaten überwinden im Hochseilakt scheinbar die Gesetze der Schwerkraft, die Dressurnummern zeigen den Menschen als souveränen Herrn aller Tiere, der Pferde, der Tauben wie auch der gefährlichen Raubkatzen und mächtigen Elefanten. Die Clowns werfen die Fesseln von Anstand und Sitte ab und treiben mit den üblichen Konventionen ein launiges Spiel. Folgende Merkmale zeichnen den Zirkus aus:

* Der Zirkus ist vor allem eins: bunt und anders. Inklusion ist …
* Die Zirkustruppe besteht aus einer Vielfalt unterschiedlicher Menschen: Artisten aus aller Welt, eine bunte Mischung von Sprachen, Kulturen, Religionen und Nationen, kleinwüchsige Menschen, muskelstrotzende Athleten und bildschöne Seiltänzerinnen. Die bunt zusammengewürfelte Zirkusfamilie repräsentiert eine Gemeinschaft, die den Begriff der Normalität nicht zu kennen scheint und auch für die Integration ungewöhnlicher Sonderlinge offen ist.
* Es ist schon ein kleines Wunder, dass so verschiedene Menschen (und verschiedene Tiere) friedlich zusammenleben und produktiv zusammenarbeiten.
* Alle Akteure geben ihr Bestes, jeder in seinem Metier und auf seine Art und Weise. Der Zirkusdirektor erwartet nicht Weltklasseleistungen, jedoch sehr wohl individuelle Höchstleistungen. Jeder darf und soll sich von seiner besten Seite zeigen. Alle präsentieren ihre besten Potentiale. Niemand muss alles können, sondern jeder nur das können und zeigen, was ihm möglich ist.
* Jedes Mitglied der Zirkustruppe ist ein einzigartiges Original. Niemand muss sich an andere anpassen und Dinge lernen und tun, die ihm nicht gegeben sind. Alle Akteure dürfen sie selbst sein. Jeder darf sein eigenes Wunsch- und Selbstbild leben. Es gäbe wohl mehr als ein Fiasko, wenn die Seiltänzerin die Löwendressur übernähme, der Löwendompteur in die Rolle des „August“ schlüpfen und der Clown sich als Hochseilartist versuchen würde.
* Die Gefühle der Zuschauer fahren in einer Zirkusvorstellung eine wahre Achterbahn. Wir halten voller Angst den Atem an, wenn eine Trapezkünstlerin hoch unter der Zirkuskuppel ein wenig ins Wanken gerät. Vor lauter Lachen kommen uns Tränen in die Augen, wenn der Clown „August“ wieder einmal seine Späße treibt. Es wird mucksmäuschenstill, wenn ein Aktionskünstler kürbisgroße Seifenblasen erzeugt und auf eine Reise durch die Manege schickt. Wir trauen uns kaum hinzuschauen, wenn ein Messerwerfer seine vor einer Holzwand stehende Partnerin mit scharfen Wurfmessern umzingelt. Wir können es kaum fassen und springen voller Begeisterung von den Sitzen auf, wenn ein mächtiger Löwe tatsächlich durch einen brennenden Reifen gesprungen ist. Es läuft uns eiskalt den Rücken herunter, wenn ein Zauberkünstler eine Frau durchsägt, diese dann aber doch wohlbehalten den Angriff auf ihr Leben überstanden hat.
* Jede gelungene Darbietung wird vom Publikum mit einem kräftigen Applaus bedacht.
* Wenn die Vorstellung zu Ende ist, kann man viele zufriedene Gesichter und glücklich strahlende Augen sehen. Alle wissen, dass sie in einer etwas anderen Welt zu Gast waren.

Ist Zirkus eine gute Metapher für Inklusion? Welche Merkmale des Zirkus sind besonders treffend und aussagekräftig? Gibt es auch Merkmale des Zirkus, die unzutreffende oder abwegige Vorstellungen über Inklusion nahelegen und zu Inklusion gar nicht passen wollen?

**4.2 Die Metapher „Salat“**

Die Vereinigten Staaten von Amerika (USA) sind ein klassisches Einwanderungsland. Nach der Unabhängigkeitserklärung 1776 brauchte der neue Staatenbund vor allem eines: Menschen! Menschen, die das große, weite Land besiedeln; die Geschäfte, Gewerbe und Handel betreiben; die in den wachsenden Industrien des Nordens die Maschinen bedienen; und vor allen Dingen Arbeitskräfte, die auf den riesigen Reis- und Baumwollfeldern des Südens als Lohnarbeiter die Ernte besorgen. In großen Scharen verließen Menschen aus aller Herren Länder, aus Europa, aus Asien und Südamerika aus religiösen, politischen oder wirtschaftlichen Motiven ihre Heimat und folgten dem Lockruf in das „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“. Darüber hinaus entwickelte sich ein immenser Sklavenhandel, der bis 1860 etwa vier Millionen Schwarze aus Afrika nach Amerika transportierte. Das Resultat der Einwanderungsgeschichte: Ein großes Gemisch von Menschen vieler Rassen, Nationen, Religionen, Kulturen, Klassen und auch Sprachen. Die USA sind bis heute im weltweiten Vergleich ein Staat mit einer sehr großen multikulturellen Vielfalt.

Die Vereinigten Staaten verbanden die Einwanderung ursprünglich mit einer großen Hoffnung: E pluribus unum. Dieser Wappenspruch „aus vielen eines“ findet sich bis heute u.a. im dem Siegel des Präsidenten der Vereinigten Staaten, auf den Ein-Dollar-Noten und auf allen Münzen. Der Wahlspruch meinte ursprünglich die Vereinigung der einzelnen Bundesstaaten zu einem neuen Staat. Heute wird er auch auf die verschiedenen Ethnien bezogen, aus denen das Volk der Amerikaner entstanden ist. Die frühen Vorstellungen vom Prozess der Eingliederung fanden in der Metapher vom „melting pot“ (Schmelztiegel) einen sehr prägnanten Ausdruck. Ein Tiegel ist ein feuerfestes Gefäß, in dem verschiedene Metalle geschmolzen werden und sich zu einer neuen Metall-Legierung verbinden. Entsprechend wird in den Sozialwissenschaften unter „Schmelztiegel“ ein Prozess verstanden, in dem durch Assimilation die verschiedenen Kulturen der Einwanderer sich mit den einheimischen Traditionen vermischen und zu einer homogenen nationalen Kultur „verschmelzen“.

Das schöne Versprechen der Vielfalt in der Einheit sollte nicht in Erfüllung gehen. Der „Schmelztiegel“ erwies als ein Mythos, der die Realität der Integration von Immigranten nicht richtig abbildete. Im politischen und wissenschaftlichen Raum wurde die Schmelztiegel-Vision zunehmend verworfen und durch eine neue Metapher ersetzt: Die „salad bowl“, die „Salatschüssel“. Die Salatschüssel-Metapher entwirft das Bild einer vielfältigen Gesellschaft, in der Menschen anderer Nationalität, anderer Kultur, anderer Religion, anderer Rassen und Religionen ihre ureigene Identität behalten dürfen. Damit diese bunte Multigesellschaft nicht wegen des Beharrens ihrer Teilgruppen auf eine eigene Identität auseinanderfällt, braucht sie als äußeren Halt die „Salatschüssel“ und als inneren Halt ein gemeinsames „Salatdressing“. Die Salatschüssel steht dabei für den rechtlichen und institutionellen Rahmen eines Landes, für die demokratische Verfassung und die allgemein gültigen Gesetze. Das Salatdressing repräsentiert das Bindemittel, das den inneren Zusammenhang stiftet und den sozialen Austausch der Mitglieder ermöglicht: Allen voran eine gemeinsame Sprache, sodann eine grundlegende gemeinsame Kultur und ein elementarer Kanon an gemeinsamen Werten und Zielen.

Im wogenden Diskurs um die beste Metapher wird noch eine dritte, vermittelnde Position vertreten. Die amerikanische Gesellschaft wird auch beschrieben als ein gleichzeitiges Nebeneinander von „melting pots“ und „salad bowls“. Typischerweise in Großstädten gibt es viele gut durchmischte Stadtviertel, daneben aber auch Quartiere, in denen sich Menschen gleicher Hautfarbe, gleicher Ethnie oder gleicher Sozialschicht konzentrieren. Ein prominentes Beispiel ist die Weltstadt New York, die neben exklusiven und normalen Stadtgebieten auch ghettoartige Stadtbezirke wie Little Italy, Chinatown oder die Bronx beherbergt. In welchem Maße sich Immigranten assimilieren oder nicht, hängt dem Soziologen Ralf Dahrendorf zufolge von dem Ausmaß der sozialen Kontrolle und dem Anpassungsdruck ab, den soziale Milieus ausüben. Urbane und öffentliche Sozialräume sind relativ liberal; sie fordern zwar die Beachtung von anerkannten Konventionen und Loyalitäten ein, die für eine friedliche Koexistenz und den sozialen Verkehr unbedingt erforderlich sind, tolerieren aber im privaten Bereich die Pflege der angestammten Identität bis hin zur Bildung von Enklaven und Parallelgesellschaften. Im ländlichen Raum ist dagegen der Assimilationsdruck höher und die Bildung ethnischer und kultureller Zellen schwieriger (Dahrendorf 2004). Wer auf dem Dorf Eigensinn kultiviert, ist bald draußen und isoliert.

Recht anschaulich hat diese Differenz der Sozialräume die Schriftstellerin Jana Simon beschrieben:

„Wenn ich über die Straße gehe, steht dort Elijah, ein Jude aus Iran, und wenn ich meine Tochter in den Kindergarten bringe, empfangen uns Li aus China, Rumiko aus Japan und Carmen aus Mexiko. Ein multikultureller Traum – bloß fahren sie nach der Arbeit alle zurück in ihre Viertel, nach Chinatown. Little Tokyo, Boyle und Lincoln Heights. Die Geschichte vom *melting pot* ist ein Märchen. Es mischt sich nichts. Jede Nation bleibt auf ihrem Gebiet“ (Simon 2011, 8).

Soviel zum sozialhistorischen Verständnis und zur weitreichenden integrationspolitischen Bedeutung der Metapher „Salatschüssel“. Nun wieder die Frage: Was haben „Salatschüssel“ und „Inklusion“ gemeinsam? Ist „Salatschüssel“ eine gute Metapher für „Inklusion“?

* Für die Zubereitung von Salaten steht eine große Vielfalt von Zutaten zur Auswahl: Kopfsalat, Feldsalat, Eisbergsalat, Ruculasalat, Chicorée, Gurken, Tomaten, Paprika, Kichererbsen, Karotten, Mais, Oliven, verschiedene Pilzsorten, verschiedene Zwiebelarten, und manches andere mehr. Die gemischten Salate können mit diversen Küchenkräutern gewürzt sowie mit Thunfischstücken, Brotwürfeln, gekochten Eiern, gebratenen Pfifferlingen, Mozzarella-Kugeln, Feta-Käse oder gebackenem Hähnchenfleisch garniert werden. Ein gemischter Salat ist bunt, und es gibt viele verschiedene bunte Salate. Der Phantasie sind kaum Grenzen gesetzt. Die Mischung macht’s! Die Kunst der Zubereitung besteht vor allem in der kreativen Komposition einer passenden Mischung.
* In einem gemischten Salat behalten alle Zutaten ihre ureigene Identität. Die Tomatenviertel bleiben eine Tomate, die gewürfelten Gurkenstücke eine Gurke und die Schnittlauchstücke weiterhin Schnittlauch. Alle Zutaten bleiben das, was sie sind; es findet keinerlei „Verschmelzung“, keine Assimilation und kein Identitätswechsel statt.
* Es gibt zwischen den Zutaten eines bunten Salates keinerlei Hierarchie. Die Salatblätter sind genauso wichtig wie die Salatgewürze, und das Salatdressing ist nicht wichtiger als die Salatmischung selbst.
* Salate brauchen immer ein Gefäß, das den Zusammenhalt der vielen Teile gewährleistet. Sie werden entweder in einer großen Salatschüssel oder in mehreren in individuellen Schalen auf dem Esstisch präsentiert.
* Jeder gute Salat braucht als kulinarische Krönung ein wohlschmeckendes Salatdressing. Die Dressings, die in zahlreichen Varianten zur Verfügung stehen, stellen gleichsam den kommunikativen Kontakt zwischen den verschiedenen Zutaten her und verbinden sie zu einer harmonischen Einheit.
* Die Metapher „Salatschüssel“ bildet quantitativ eher wenige Gemeinsamkeiten mit „Inklusion“ ab. Statt einer Vielzahl von Vergleichen vermitteln die wenigen Vergleichsitems aber ein sehr prägnantes und signifikantes Bild. Die zentrale Botschaft der Metapher lautet: „E pluribus unus“, Vielfalt in Gemeinsamkeit.

Soll eine Gesellschaft, sollten schulische Lerngruppen nach dem Vorbild einer „Salatschüssel“ organisiert und gestaltet werden?

**4.3 Die Metapher „Mosaik“**

Die Metapher „Mosaik“ spielt im Kontext von Migration und Integration eine bedeutsame Rolle. In zweifacher Hinsicht: Erstens benutzt der sog. Kommunitarismus explizit die Metapher, um seine Vorstellungen über die Gestaltung einer Einwanderungsgesellschaft zu transportieren. Zweitens verdichtet auch die kanadische Einwanderungspolitik ihr Konzept symbolisch in der Metapher „Mosaik“. Beides bedarf der näheren Erläuterung.

Der Kommunitarismus hat mit Kommunismus rundherum nichts gemein. Der Begriff geht auf das lateinische Wort ‚communitas‘ zurück, das mit ‚Gemeinde‘ oder ‚Gemeinschaft‘ zu übersetzen ist. Der Kommunitarismus ist eine politische Philosophie, die sich um 1980 in den USA entwickelte. Er ist eine Reaktion auf vielfältige Krisensymptome postmoderner Gesellschaften wie Entsolidarisierung, Orientierungslosigkeit, soziale Entwurzelung, moralische Bindungslosigkeit, Mangel an Solidarität, Zerfall von Bindungen und sozialem Zusammenhalt. Als Ursache für die gesellschaftlichen Erosionen wird ein ausufernder Neoliberalismus ausgemacht, der im privaten Bereich einen Rückzug auf die individuelle Selbstverwirklichung nahelegt und im gesellschaftlichen Bereich die ökonomische Nutzenmaximierung zum Maß aller Dinge erhebt. Demgegenüber strebt der Kommunitarismus eine Revitalisierung von bürgerlichem Engagement, Gemeinwohlorientierung, Gemeinsinn und Gemeinschaften (Familie, Nachbarschaft, Gemeinde, Ethnie, Nation) an. Die kommunitaristische Bewegung ist insgesamt schillernd und schwerlich auf einen Begriff zur bringen.

Als bedeutendster Vertreter gilt der amerikanische Soziologe Amitai Etzioni (2006). Etzioni wie auch andere Vertreter des Kommunitarismus bejahen einerseits grundsätzlich die multikulturelle Verfasstheit der amerikanischen Gesellschaft. Andererseits kritisieren sie den Multikulturalismus scharf wegen seiner Beliebigkeit, Gleichgültigkeit und seines fehlenden „Rahmens“. Was hält eine multikulturelle Gesellschaft eigentlich zusammen? Kann eine multikulturelle Gesellschaft sich noch als eine zusammengehörige Nation mit einem gemeinsamen Selbstverständnis, mit gemeinsamen Grundwerten, vereinbarten Regeln und verbindlichen Ordnungen verstehen? Etzioni lehnt die Metaphern „Schmelztiegel“ und „Salatschüssel“ ausdrücklich ab und veranschaulicht seine Vorstellungen mit der Metapher des „Mosaiks“:

„Wir grenzen gerne unsere Position von jener strikten Assimilation ab, die Frankreich verlangt. Wo also jeder seine ethnischen oder rassischen Identitäten aufgeben soll und alles zu dem einen vermischten und vereinten französischen Volk wird. Das nennen wir Schmelztiegel, und dieses Bild des Schmelztiegels zeigt, dass alle Unterschiede in einen langweiligen Brei eingekocht werden.

Auf der anderen Seite möchten wir unsere Position vom Multikulturalismus abgrenzen, wenigstens dem Multikulturalismus extremer Ausprägung. Manchmal reden die Leute darüber wie über einen Salat; es gibt verschiedene Teile von unterschiedlicher Farbe, die alle zusammen in einer Schüssel sind, aber nicht wirklich miteinander vermischt, alle verbleiben in ihrer eigenen Besonderheit.

Unser Bild hingegen ist das eines Mosaiks. Ein Mosaik hat unterschiedliche Teile, in unterschiedlichen Größen und Farben, aber es hat auch einen gemeinsamen Rahmen“ (Etzioni, Vielfalt 2).

„Das Mosaik als Kunstform symbolisiert sehr gut meine Vorstellung von der Vielfalt in der Einheit. In einem Mosaik tragen vielerlei Elemente unterschiedlicher Formen und Farben zu einem reichen Gesamtbild bei; zusammengehalten wird das Ganze jedoch von einem einheitlichen Rahmen“ (Etzioni 2006b).

Das Konzept von Amitai Etzioni hat der ZEIT-Journalist Theo Sommer sehr prägnant zusammengefasst: „Das Bild der Mosaik-Gesellschaft, das der amerikanische Kommunitarist Amitai Etzioni entworfen hat, verdeutlicht, worum es geht: eine Komposition aus Steinchen verschiedener Farbe und Form, zusammengehalten durch einen Zementuntergrund und einen festen Rahmen. Mit dem Zement und Rahmen sind in diesem Fall verbindliche Grundwerte gemeint, das Bekenntnis zur demokratischen Grundordnung und zum Verfassungsstaat, nicht zuletzt die gemeinsame Sprache, die das Funktionieren und die Kohäsion der Gesellschaft fördert“ (Sommer 2006, 2).

Das Bild eines Mosaiks kleidet Etzioni immer wieder in die einprägsame Formel „Vielfalt in der Einheit“ (Etzioni 2006a). Diese Formel baut eine gedankliche Brücke zu unserem Thema Inklusion.

Eine andere realgeschichtliche Quelle der Mosaik-Metapher ist das Konzept des kanadischen Multikulturalismus, das sich unabhängig vom Kommunitarismus entwickelt hat. Die Kanadier sind selbst die ideellen Erfinder einer multikulturellen Gesellschaft und haben dieses Konzept auch als erste in praktische Politik übersetzt. Für das kanadische Modell hat nicht irgendeine wissenschaftliche Theorie oder bürgerliche Bewegung Pate gestanden, sondern es hat sich im Zuge der kanadischen Einwanderungsgeschichte aus der multikulturellen Realität selbst entwickelt. Der kanadische Multikulturalismus wurde 1971 zu einem offiziellen Staatsprogramm erhoben, das bis auf den heutigen Tag gültig ist und von der Bevölkerung mehrheitlich getragen wird.

Der Soziologe Rainer Geißler (2003) hat die Philosophie des kanadischen Multikulturalismus zu sieben Grundprinzipien zusammengefasst, die im Folgenden in verkürzter Form zitiert werden:

1. *Prinzipielles Ja zur ethno-kulturellen Verschiedenheit (diversity)*
Die ethno-kulturelle Vielfalt wird als Ressource und Bereicherung angesehen. Die programmatische Losung lautete: „Celebrate diversity!“
2. *Recht auf kulturelle Differenz*
Alle Menschen und Gruppen haben das Recht auf Erhaltung und Pflege ihrer kulturellen Besonderheiten.
3. *Prinzip der kulturellen Gleichwertigkeit und gegenseitigen Toleranz*
Die verschiedenen ethnokulturellen Gruppen sind gleichwertig. Die Identifikation mit Kanada soll dabei primär, die Identifikation mit der Herkunftsgruppe sekundär sein. Der „Bindestrich-Kanadier“ soll also in erster Linie Kanadier sein und erst in zweiter Linie sich mit der Herkunftsethnie identifizieren.
4. *Sicherheit – Kontakt – Hypothese*
Die Verankerung in der Eigengruppe fördert das Selbstbewusstsein und die psychische Sicherheit der Individuen und schafft so die Voraussetzungen für die Offenheit gegenüber anderen ethno-kulturellen Gruppen und für die Bereitschaft zu interethnischen Kontakten.
5. *Verschiedenheit-in-Einheit (diversity-within-unity)*
Ein Kern von gemeinsamen Grundwerten und -regeln (Verfassung, Gesetze, gemeinsame Sprache) garantiert den Zusammenhalt des Ganzen und setzt dem Recht auf kulturelle Differenz und dem Prinzip der kulturellen Gleichwertigkeit Grenzen. Der gemeinsame Rahmen hat einen klaren Vorrang vor den besonderen Teilkulturen. Einwanderer dürfen nur diejenigen Teile ihrer Kultur erhalten und pflegen, die nicht im Widerspruch zum verbindlichen gemeinsamen Kern stehen („selektive Bewahrung der Kultur“).
6. *Recht auf gleiche Chancen*
Der kanadische Multikulturalismus hat eine liberal-soziale Doppelnatur und enthält zwei fundamentale Rechte: neben dem Recht auf kulturelle Verschiedenheit auch das Recht auf gleiche Chancen bei der Teilhabe an der kanadischen Gesellschaft.
7. *Management-Annahme*
Multikulturalismus entwickelt sich nicht von selbst, sondern bedarf der politischen Ermutigung und Förderung.

Es wäre eine reizvolle Aufgabe, die Philosophie des ethnischen Mosaiks in Beziehung zur Philosophie der Inklusion (Wocken 2013a) zu setzen. Es nimmt jedenfalls nicht Wunder, dass Kanada auch in der schulischen Inklusion eine beachtenswerte Inklusionspraxis vorzuweisen hat. Ob die kanadische Form der schulischen Inklusion als vorbildlich und nachahmenswert gelten kann, wird hierzulande kontrovers diskutiert (Hinz 2008; Köpfer 2013; Jahr /Köpfer 2019).

Bislang hat die Metapher Mosaik nur im Kontext von Migration und Immigration Anwendung gefunden. Hier steht indes die konkrete Frage an, ob „Mosaik“ auch eine gute Metapher für Inklusion ist. In wenigen Stichworten seien einige Ähnlichkeiten zwischen Mosaik und Inklusion zusammengetragen:

* Wer ein Mosaik bauen will, muss die Mosaik-Steinchen so nehmen, wie sie sind. Die Steinchen kann man nicht verändern.
* Ein Mosaik setzt sich aus vielen verschiedenen Steinen zusammen; manche sind sich recht ähnlich, andere sind verschieden.
* Die Mosaiksteinchen haben alle in etwa die gleiche Größe, aber verschiedene Farben.
* Die verschiedenen Mosaiksteinchen werden planvoll zu einem stimmigen Bild zusammengefügt. Die Steinchen werden in dem Bild nicht irgendwo, sondern an einer ganz bestimmten, passenden Stelle platziert.
* Das ganze Bild ist mehr als die Summe seiner Teile. Die Mosaiksteine vermitteln in ihrer Gesamtheit eine gemeinsame Idee. Ein Mosaik erzählt eine sinnliche Botschaft.
* Zu einem Mosaikbild leisten alle Steine einen eigenen Beitrag, der ihrem jeweiligen Vermögen entspricht und als wertvoller Beitrag wertgeschätzt wird.
* Damit das Mosaik nicht auseinanderfällt, werden die Steinchen in ein Zementbett eingelassen und das Ganze in einen metallenen Bilderrahmen eingefasst.

Sollte eine inklusive Gesellschaft oder eine inklusive Lerngruppe wesentlichen Merkmalen von Mosaiken gleichen? Können die Grundprinzipien der kanadischen Einwanderungsgesellschaft auch als gute regulative Leitideen für die Gestaltung inklusiver Gemeinschaften angesehen werden?

**4.4 Die Metapher „Dorf“**

„Das“ Dorf gibt es nicht. Das Dorf hat im letzten Jahrhundert wahrlich einen dramatischen Wandel erlebt. Das Dorf früherer Tage ist mit dem heute vorfindbaren Dorf kaum noch vergleichbar, und beide haben mit jenem nostalgischen Sehnsuchtsort, von dem Aussteiger und Alternative zu träumen pflegen, recht wenig gemein. Ein notgedrungen kurzer Abriss der Geschichte des Dorfes mag da helfen.

Nach dem zweiten Weltkrieg flohen viele Städter aus den zerbombten Großstädten auf das Land. Die ländlichen Dörfer verfügten noch über freien Wohnraum in den vielfach unbeschädigten Häusern, konnten die Stadtflüchtlinge mit Gemüse, Obst und Fleisch versorgen, und sie boten auch Gelegenheit, durch Mithilfe in der Landwirtschaft den Lebensunterhalt zu sichern. Im Dorf der Nachkriegszeit bildeten die Kirche, der umliegende Friedhof und das nahe Gasthaus das Zentrum. Die Mehrzahl der Dorfbewohner arbeitete in der Landwirtschaft. Außer den bäuerlichen Höfen gab es eine bescheidene Infrastruktur: Handwerksbetriebe wie Bäcker, Müller, Schuster, Metzger, Zimmerleute, Tischler, Schmiede und ähnliche Berufe mehr. Selbstverständlich gab es in jedem Dort einen „Kolonialwarenladen“, eine Molkerei und einen Krämerladen. Zumeist war auch noch eine Post- und eine Banknebenstelle vorhanden, seltener indessen eine Apotheke, ein Bekleidungsgeschäft oder auch eine Tankstelle. Die Kinder wuchsen im Elternhaus selbstverständlich in der regionalen Mundart auf und besuchten in der weitaus überwiegenden Mehrzahl die örtliche Volksschule. Im ersten Schuljahr lernten die Landkinder dann neben Lesen, Schreiben und Rechnen die deutsche Sprache.

Das Dorf der damaligen Zeit war durch ein besonderes Sozialleben und eine typische Sozialstruktur gekennzeichnet. Die Dorfgemeinschaft hatte strukturell eine klare, ausgeprägte Hierarchie. Zu den Dorfgranden gehörten in erster Linie die wohlhabenden Großgrundbesitzer, die am Sonntag demonstrativ im einem Zweispänner zum Kirchbesuch fuhren. Sodann der Pfarrer, der Dorfschulze, der Landarzt, der Dorfpolizist und der Dorfschullehrer. Die Kleinbauern und Handwerker zählten zu den kleinen Leuten. Ganz unten rangierte das Hofgesinde, die Knechte und Mägde. Nicht selten gab es im Dorf auch sog. Dorftrottel und andere Außenseiter, die nicht gerne im Gasthaus gesehen wurden. Das Sozialleben war durch nachbarschaftliche Verbundenheit, ein reges Vereinsleben, durch verbindliche Bräuche und Sitten sowie durch einen starken sozialen Zusammenhalt gekennzeichnet, der ja bis heute als das legendäre Markenzeichen einer dörflichen Gemeinschaft gilt. Jeder kannte jeden, und in der Not stand das Dorf zusammen. Die kommunikativen Zentralen – in heutiger Sprache die sozialen Netzwerke – waren der Frisör und das Gasthaus.

Dieses freundliche Bild einer friedlichen Dorfgemeinschaft änderte sich mit der aufkommenden Industrialisierung radikal. Die Pflüge wurden nun nicht mehr von Pferden, sondern von Traktoren gezogen. Der Mähdrescher ersparte viele Arbeitskräfte, die zahlreichen Landmaschinen verbilligten insgesamt die landwirtschaftliche Produkte erheblich. Die Industrialisierung der Landwirtschaft bedeutete das Ende der Kleinbauern. Sie konnten sich den Maschinenpark nicht leisten und waren mit der ökonomischen Produktionsweise der Großbauern nicht konkurrenzfähig. Sie pendelten nun in großen Scharen in die umliegenden Kleinstädte, verdingten sich dort als Ungelernte im Baugewerbe oder als Hilfskräfte in der industriellen Fertigung. Die neuen Pendler betrieben ihre Landwirtschaft nun nach Feierabend als Nebenerwerb.

Ein langanhaltendes und unaufhaltsames Dorfsterben begann; auf das Höfesterben folgte das Gasthaussterben. Die Dörfer hatten immer seltener noch einen eigenen Pfarrer, einen Dorfpolizisten, eine Bank oder einen Landarzt. Auch die kleine Poststelle erwies sich als unrentabel und wurde geschlossen. Das schlechte Freizeit- und Bildungsangebot, die dürftige Infrastruktur, der eklatante Mangel an Jobs und überhaupt die Perspektivlosigkeit hatten eine massive Landflucht zur Folge. Die Mehrheit der Dorfbevölkerung war nun nicht mehr in der Landwirtschaft tätig, sondern setzte sich aus Pendlern, Arbeitern, Angestellten, Handwerkern und Gewerbetreibenden zusammen. Der Einkauf wurde nicht mehr im örtlichen Lebensmittelgeschäft getätigt, sondern in den preisgünstigen Supermärkten des Umlandes. Den Vereinen fehlte der Nachwuchs, das traditionelle Vereinsleben brach in der Folge zunehmend ein, die einst blühende Dorfkultur verwelkte. Die kleinen Dörfer verloren schließlich ihre politische Selbstständigkeit und wurden zu „Samtgemeinden“ zusammengelegt. Die nicht aus freiem Willen, sondern auf politische Weisung hin „Eingemeindeten“ haben nicht immer eine neue, gemeinsame Dorfidentität ausbilden können.

Die erste deutsche Bildungskatastrophe, die der bayerische Philosoph Georg Picht ausgerufen hatte, führte dazu, dass die Kinder nun zuhause (schlechtes) Deutsch sprachen und mit Schulbussen die städtischen Schulen aufsuchten. Die Volksschulen schrumpften rapide zusammen, manche Dörfer konnten nicht einmal mehr eine eigene Grundschule unterhalten.

Vor allem junge Familien zogen in die Stadt. Zurück blieben die älteren Menschen, die vielfach vereinsamten. Die Dörfer vergreisten zunehmend, immer mehr Häuser standen leer und verkamen. Das einst vielfältige, lebendige Dorf hatte mitunter nicht mehr als einen Postkasten, eine Haltestelle für den Schulbus und einen Kindergarten. Das Dorf der früheren Tage – es war verschwunden.

Etwa seit der Jahrtausendwende ist indes ein Umschwung zu beobachten. In den überfüllten Städten wuchs die Wohnungsnot und die Mietpreise stiegen unaufhörlich an. Nicht wenige Menschen hatten das hektische, stressige Leben, den Mieten-Wahnsinn, den täglichen Verkehrsstau und die schlechte Luft in den Großstädten gründlich satt. Sie zogen aufs Land, kauften zu günstigen Preisen leerstehende Häuser und investierten viel Zeit, Arbeit und Geld, um die verfallenen Häuser zu modernisieren und den eigenen Vorstellungen anzupassen. Es kamen genervte Städter, verträumte Alternative, privilegierte Bürger, die sich ein zweites Zuhause leisten konnten, und erholungssuchende Künstler. Im Jahr 2018 wurde ein Zeitungsbericht über eine wissenschaftliche Studie zur Renaissance des Dorfes mit dem Titel überschrieben: „Der Trend zum Landleben gewinnt rasant an Fahrt“ (Erhardt 2018).

Die Stadtflucht wurde begleitet und stimuliert von einem wahren Boom an neuen, auflagenstarken Zeitschriften wie „Landleben“, „Landlust“ oder „Landzauber“. Diese neuen Magazine verbesserten das ramponierte Image des Dorfes als rückständig und hinterwäldlerisch erheblich und stellten nun Eigenschaften wie traditionsbewusst, naturnah, einfach, gesund, sozial, übersichtlich und entschleunigt in den Vordergrund. Das Dorf erwachte zu neuem Leben, wurde nun aber vielfach auch als eine romantische Idylle, mitunter gar als kitschige, nostalgische Lebensform beschrieben. Die Medien verklärten das Dorf zu einem idealisierten Landleben und inspirierten zu alternativen Träumereien: Ein Schaf halten, Kartoffeln anbauen, Eier von eigenen, „glücklichen“ Hühnern und selbst gebackenes Brot essen, bei Sonnenuntergang dem Zirpen der Grillen lauschen. Das Dorf existierte nun als eine neue Realität und zugleich als ein Mythos einer heilen, harmonischen und konfliktfreien Welt von alteingesessenen Einheimischen.

Die verkürzte und gewiss auch vereinfachende Geschichte des Dorfes muss hier abgebrochen werden. Die Lehre der Geschichte ist, dass es „das“ Dorf nicht gibt. Ob das „Dorf“ eine gute Metapher für Inklusion ist und sein kann, hängt also maßgeblich davon, welches innere Bild eines Dorfes in unseren Köpfen vorherrscht. Die realen Probleme des heutigen Dorfes wie Massentierhaltung, Überdüngung, Arztmangel, lückenhafte Infrastruktur u.a. mehr dürfen keineswegs übersehen und unterschlagen werden. Ungeachtet dieser kritischen Warnung bleibt das Dorf auch heute noch ein gutes Symbol für sozialen Zusammenhalt, Gemeinschaftsgefühl und mitmenschliche Solidarität.

Es lassen sich einige markante Ähnlichkeiten zwischen „Dorf“ und „Inklusion“ benennen:

* Im Dorf kennt jeder jeden. Das allseitige Bekanntsein geht dabei nicht selten mit Dorfklatsch und sozialer Kontrolle Hand in Hand.
* Das soziale Leben im Dorf wird durch Übereinkünfte, Brauchtum und Sitte geordnet und geregelt.
* Traditionelle Feste und Feiern im Kalenderjahr stärken den sozialen Zusammenhalt und das Zugehörigkeitsgefühl.
* Die Bewohner eines Dorfes sind durch ein vielfältiges Vereinsleben (Sportverein, Feuerwehr, Theatergruppe, Kirchengemeinde) miteinander verbunden.
* Die Pflege und Gestaltung des Dorfes werden von den Bürgern als gemeinsame Aufgabe wahrgenommen. Viele Bewohner fühlen sich zu einem bürgerschaftlichen Engagement für ihr Gemeinwesen verpflichtet.
* Die nachbarschaftliche Hilfe und der solidarische Beistand in der Not sind unverändert ein Exzellenzmerkmal einer Dorfgemeinschaft.

Das Verständnis von Inklusion wird durch die Metapher Inklusion in differenzierender Weise dann gefördert, wenn die Ähnlichkeiten und Unähnlichkeiten von „Dorf“ und „Inklusion“ gleichermaßen bedacht werden.

**4.5 Die Metapher „Organismus“**

Eine Zeitreise führt uns in das Jahr 50 n. Chr. und in die griechische Stadt Korinth. Korinth liegt auf der 6 km breiten Landenge (Isthmus), die das griechische Festland mit dem Peloponnes verbindet. Das antike Korinth hatte bedingt durch seine Lage am Isthmus zwei Häfen, einen am Golf von Korinth und den anderen am saronischen Golf. Aufgrund seiner geographischen Lage war Korinth einerseits ein bedeutendes Wirtschafts- und Handelszentrum und andererseits zugleich von großer strategisch-militärischer Bedeutung. Nach einer kriegerischen Zerstörung baute der römische Kaiser Caesar die Stadt später wieder auf und siedelte zu diesem Zweck Tausende Römer, Sklaven wie Freie, an. Um 50 n. Chr. zählte die Stadt etwa 50.000 Einwohner. Die Bevölkerung Korinths war ein buntes Gemisch verschiedener Kulturen, Sprachen, Religionen und Nationalitäten. Die multikulturelle Vielfalt der Stadtbevölkerung wurde weiterhin geprägt durch einen nennenswerten Anteil an Sklaven sowie durch ein subkulturelles Szenen-Milieu, wie es für Hafenstädte typisch ist. Es verwundert kaum, dass die Stadt einen ausgesprochen schlechten Ruf als einen Ort voller Laster hatte; das ihr zugedachte Schimpfwort *korinthiazesthai* lautet übersetzt „zur Dirne gehen“ (LMU-Theologie o.J.).

Der Apostel Paulus kam etwa im Jahr 55 n. Chr. auf seinen Missionsreisen nach Korinth und gründete dort im Verlaufe eines ca. 18 Monate währenden Aufenthalts eine christliche Gemeinde. Die gesamte Gemeinde bestand ursprünglich aus etwa einem Dutzend sog. Hausgemeinden. Begüterte Gemeindemitglieder stellten ihr Privathaus für Versammlungen, Gottesdienste und Zusammenkünfte zur Verfügung. Zur Zeit des ersten Aufenthalts von Paulus dürfte die gesamte christliche Gemeinde Korinths ca. 100 Seelen betragen haben, die in der sozialen Zusammensetzung in etwa dem Querschnitt der Stadtbevölkerung entsprachen.

Die junge christliche Gemeinde konnte auf keinerlei etablierte Traditionen zurückgreifen. Es gab weder einen feststehenden Kanon von Glaubensinhalten noch gewohnheitsmäßige Formen und Rituale des christlichen Lebens. Alles war neu und musste in der Praxis selbst erst erarbeitet und vereinbart werden. Wenn hierzulande neue Parteien gegründet werden, kann man regelhaft beobachten, dass die Parteien zu vielen Fragen noch gar keine Antwort wissen. Im programmatischen Vakuum kommt es dann vielfach zu massiven Meinungsverschiedenheiten und heftigen Richtungskämpfen. Nicht anders war es in der christlichen Gemeinde Korinth. Es muss in den Debatten zwischen den Mitgliedern ziemlich hoch hergegangen sein. Schließlich standen sich in der Korinther Christen-Gemeinde diverse Grüppchen unversöhnlich gegenüber, in einem solchen Maße, dass eine Spaltung der Gemeinde drohte. In ihrer Not und Ratlosigkeit wandte sich die Gemeinde an den Apostel Paulus selbst und sandte ihm einen langen Brief mit vielen Fragen (Schnabel 2014).

Der Fragebrief der Korinther ist nicht mehr erhalten. Aber Paulus hat die Fragen der Korinther Punkt für Punkt abgearbeitet und in dem ersten Korintherbrief beantwortet. Der erste Korintherbrief beinhaltet eine Vielzahl von bedeutsamen theologischen und pastoralen Themen, die aber im anstehenden Kontext nicht von Bedeutung sind und deshalb gänzlich ausgeblendet werden können. An dieser Stelle soll ausschließlich ein ganz bestimmtes, ausgewähltes Kapitel aus dem Korintherbrief zur Sprache kommen, nämlich die Textstelle 1 Kor 12, 12-30. Dieser Textausschnitt vergleicht den menschlichen Organismus, in der Bibel „Leib Christi“ genannt, mit einer Gemeinde. Die Aufgabenstellung dieser Abhandlung, für „Inklusion“ angemessene, anschauliche Metaphern ausfindig zu machen, veranlasst dazu, aus dem Korintherbrief des Apostels Paulus gezielt und ausschließlich die Verse 12-30 des 12. Kapitel auszuwählen und nach ihrem metaphorischen Gehalt bezüglich Inklusion zu befragen.

Paulus hatte eine sehr schwierige Aufgabe zu bewältigen. Seine eigene, vom ihm gegründete Gemeinde drohte an Eifersüchteleien, Konflikten und Kämpfen um die soziale Rangordnung zu zerbrechen und auseinanderzufallen. Da waren kluger Rat und kluge Worte bitter nötig. Wie löst Paulus das Problem? Paulus hält keine Strafpredigt und droht nicht mit „Parteiausschlussverfahren“. Er hält auch keine theologische Vorlesung, sondern er lehrt, wie es die Bibel ja zu tun pflegt, in Bildern und Gleichnissen. In 1 Kor 12, 12-30 zieht der Apostel Paulus eine Parallele zwischen einer Gemeinde und einem menschlichen Organismus bzw. dem „Leib Christi“. Hören wir ihm zunächst einmal zu (Textbox 1).

|  |
| --- |
| **Der eine Leib und die vielen Glieder** |
| 12 | Denn wie der Leib einer ist, doch viele Glieder hat, alle Glieder des Leibes aber, obgleich es viele sind, einen einzigen Leib bilden: So ist es auch mit Christus |
| 13 | Durch den einen Geist wurden wir in der Taufe alle in einen einzigen Leib aufgenommen, Juden und Griechen, Sklaven und Freie; und alle wurden wir mit dem einen Geist getränkt.  |
| 14 | Auch der Leib besteht nicht nur aus einem Glied, sondern aus vielen Gliedern.  |
| 15 | Wenn der Fuß sagt: Ich bin keine Hand, ich gehöre nicht zum Leib, so gehört er doch zum Leib.  |
| 16 | Und wenn das Ohr sagt: Ich bin kein Auge, ich gehöre nicht zum Leib, so gehört es doch zum Leib.  |
| 17 | Wenn der ganze Leib nur Auge wäre, wo bliebe dann das Gehör?Wenn er nur Gehör wäre, wo bliebe dann der Geruchssinn?  |
| 18 | Nun aber hat Gott jedes einzelne Glied so in den Leib eingefügt, wie es seiner Absicht entsprach.  |
| 19 | Wären alle zusammen nur ein Glied, wo bliebe dann der Leib?  |
| 20 | So aber gibt es viele Glieder und doch nur einen Leib. |
| 21 | Das Auge kann nicht zur Hand sagen: Ich brauche dich nicht. Der Kopf wiederum kann nicht zu den Füßen sagen: Ich brauche euch nicht.  |
| 22 | Im Gegenteil, gerade die schwächer scheinenden Glieder des Leibes sind unentbehrlich.  |
| 23 | Denen, die wir für weniger edel ansehen, erweisen wir umso mehr Ehre und unseren weniger anständigen Gliedern begegnen wir mit umso mehr Anstand,  |
| 24 | während die anständigen das nicht nötig haben. Gott aber hat den Leib so zusammengefügt, dass er dem benachteiligten Glied umso mehr Ehre zukommen ließ,  |
| 25 | damit im Leib kein Zwiespalt entstehe, sondern alle Glieder einträchtig füreinander sorgen. |
| 26 | Wenn darum ein Glied leidet, leiden alle Glieder mit; wenn ein Glied geehrt wird, freuen sich alle Glieder mit.  |
| 27 | Ihr aber seid der Leib Christi und jeder Einzelne ist ein Glied an ihm |
| 28 | So hat Gott in der Kirche die einen erstens als Apostel eingesetzt, zweitens als Propheten, drittens als Lehrer; ferner verlieh er die Kraft, Machttaten zu wirken, sodann die Gaben, Krankheiten zu heilen, zu helfen, zu leiten, endlich die verschiedenen Arten von Zungenrede.  |
| 29 | Sind etwa alle Apostel, alle Propheten, alle Lehrer? Haben alle die Kraft, Machttaten zu wirken?  |
| 30 | Besitzen alle die Gabe, Krankheiten zu heilen? Reden alle in Zungen? Können alle übersetzen? |

Textbox 1: 1 Kor 12, 12-30 (Einheitsübersetzung)

Die Metapher vom „Leib Christi“ nimmt in der christlichen Theologie einen herausragenden Platz ein. In diesem Zusammenhang kann die christologische und ekklesiologische Exegese des Gleichnisses nicht zur Sprache kommen. Inklusion ist eine Veranstaltung im Hier und Jetzt, sie richtet ihr Interesse verständlicherweise auf das diesseitige, irdische Leben. Die inklusionstheoretische Perspektive fragt vielmehr danach, ob zwischen der paulinischen Metapher und der Philosophie der Inklusion Gemeinsamkeiten und Analogien bestehen. Kann die Metapher des „Leibes Christi die eigenen Vorstellungen von Inklusion gut veranschaulichen und ein inneres Bild von Inklusion hervorlocken? Sind die biblisch-christlichen Vorstellungen von „Gemeinde“ mit den theoretischen Vorstellungen von einer inklusiven Gemeinschaft und einer inklusiven Gesellschaft kompatibel oder kongruent? Sofern die Metapher vom „Leib Christi“ und das theoretische Konstrukt der Inklusion weitgehend kongruent sein sollten, darf man auf eine wechselseitige, befruchtende Anregung hoffen. Es wäre ja durchaus begrüßenswert, wenn christlicher Glaube und inklusive Lebenspraxis gemeinsame Wege gehen und sich je auf ihre Weise und in ihrem Bereich wechselseitig unterstützen.

Der Text von Paulus ist so anschaulich, dass eine textnahe Interpretation sich erübrigt. Anstelle einer zeilenweisen Deutung folgt die Interpretation einer vorgeordneten theoretischen Struktur. Das Ordnungsschema umfasst die Aspekte (1) persönliche Identität, (2) egalitäre Differenz und (3) soziale Kohäsion. Diese drei Ordnungsaspekte werden erst im folgenden Kapitel „Synopse“ ausführlich erläutert, können aber hier schon gute Dienste leisten.

Der Aspekt „persönliche Identität“ kreist gedanklich um die Begriffe Freiheit, Selbstbestimmung, menschliche Würde; er eruiert gleichsam das Menschenbild des Gleichnisses vom „Leib Christi“.

* Ein Organismus ist ein ganzheitliches System. Es besteht aus vielen Gliedern und Organen, die zusammen eine unteilbare Einheit bilden.
* In dem System Organismus haben alle Glieder und Organe einen bestimmten, je eigenen Platz und eine ihnen zugewiesene Funktion. Das Ohr ist ganz und gar Ohr und nichts Anderes. Seine Aufgabe ist es, zu hören und nichts Anderes. Nur das Ohr kann hören, niemand anders. Das Ohr ist durch kein anderes Organ ersetzbar. Die unvergleichliche Einmaligkeit macht die Würde des Ohres aus.
* Das Merkmal der Unersetzlichkeit gilt für alle Organe und Glieder. Sie alle dürfen und sollen das tun, was sie und nur sie können. Alle Organe und Glieder müssen nicht alles können und tun, sondern allein das ihrige. Wenn alle Organe und Glieder ihr jeweiliges Potential realisieren und ihre jeweilige spezielle Aufgabe erfüllen, dann kommt dies dem gesamten Organismus zugute. Wenn aber ein einziges Organ sich verweigert und nicht mitmacht, dann kann dieser Streik den Tod des gesamten Organismus bedeuten.
* Alle Menschen müssen keine Alleskönner und keine Allrounder sein. Der Theologe und Kabarettist Rainer Schmidt hat dies in einer wunderbaren Frage zum Ausdruck gebracht: „ Müssen immer alle alles können?“ (Schmidt 20xx).
* Die Metapher „Leib Christi“ wehrt sich mit aller Macht gegen die Selbstabwertung von Organen und Gliedern. Manche Organe haben die Selbstabwertung derart internalisiert, dass sie glauben, unnütz zu sein, nicht gebraucht zu werden und aufgrund ihrer Minderwertigkeit gar nicht zum Organismus dazuzugehören. Selbstabwertung führt zur Selbstexklusion: „Ich gehöre nicht zum Leib“ (V15 und V16).
* Jeder einzelne Christenmensch ist ein Glied am Leibe Christi. Die Mitgliedschaft an einem großen Ganzen überträgt dessen Prestige auf uns. Alle Glieder und Organe profitieren vom gesamten Organismus so wie jeder Einzelne von einem sozialen Korpus. Die Zugehörigkeit zu einem großen Ganzen, zu einer renommierten Institution oder einer angesehenen Gruppe beschenkt uns mit Selbstbewusstsein und Selbstwertgefühl. Ein Mitarbeiter bei der Firma Porsche sagt voller Stolz: „Ich bin ein Porschianer!“ Auch die Mitglieder einer inklusiven Gruppe sind stolz auf die Zugehörigkeit zu „ihrer“ Gruppe: „Ihr aber seid der Leib Christi und jeder Einzelne ist ein Glied an ihm“ (V27).

Der zweite Strukturierungsaspekt „egalitäre Differenz“ geht der Frage nach, ob die Verschiedenheit von Menschen auch ihre Ungleichwertigkeit nach sich zieht oder ob Verschiedenheit und menschenrechtliche Gleichheit als eine dialektische Einheit zusammengedacht werden müssen.

* Die verschiedenen Menschen in einer Gemeinde gehören alle zu einem einzigen Leib. Alle, Juden und Griechen, Sklaven und Freie, alle wurden „mit dem einen Geist getränkt“ (V13). Über kein einziges Mitglied des Organismus fällt ein einziges böses, abfälliges Wort.
* In einem ganzheitlichen Organismus gibt es keine Hierarchie der Glieder und Organe. Alle werden gebraucht und sind gleich wichtig. Das Bild vom „Leib Christi“ verdeutlicht die Notwendigkeit der Vielfalt in einer Einheit. Alle sind gleichwertig, gleichviel welche Funktion jemand hat, weil jedes Glied und jedes Organ absolut notwendig sind. Jede Überheblichkeit ist daher fehl am Platze: „Der Kopf darf nicht zu den Füßen sagen, ich brauche euch nicht“ (V21).
* Die Verschiedenheit der Menschen wird in ihrer realen Existenz keineswegs bestritten. Ein Organismus ist ohne Differenzierungen nicht denkbar, ein lebendiger Organismus braucht eine Vielfalt von Gliedern. Es gibt in einer Gemeinde Apostel, Propheten und Lehrer, und es gibt die Gaben des Heilens, Helfens, Leitens und der Sprachen („Zungenrede“). Aber weil der Organismus gerade die Unterschiedlichkeit der Glieder braucht und weil die Verschiedenen sich loyal zum gemeinsamen Organismus verhalten, sind alle hierarchisierenden Wertunterscheidungen der Verschiedenen aufgehoben.
* Der Korintherbrief spricht sich nachdrücklich gegen die Geringschätzung anderer, insbesondere der Schwachen aus. Es gibt in allen menschlichen Gemeinschaften und Gesellungsformen, in inklusiven Gruppen erst recht, immer auch schwache Mitglieder. Das paulinische Gleichnis stellt „gerade die schwächer scheinenden Glieder des Leibes“ nachdrücklich als gleichwertig und achtenswert heraus. Den „weniger anständigen Gliedern“, die wir als „weniger edel“ ansehen, lassen Christenmenschen „umso mehr Ehre“ zukommen und begegnen ihnen mit „umso mehr Anstand“ (V22 – V24). Denn sie sind „unentbehrlich“ (V22). Ähnlich fordert die BRK die „Anerkennung des Beitrags, den Menschen mit Behinderungen zum allgemeinen Wohl und zur Vielfalt ihrer Gemeinschaften leisten und leisten können“ (BRK 2009, Präambel m).
* In der christlichen Gemeinde Korinths beanspruchten jene, die verschiedene Sprachen beherrschten („Gabe der Zungenrede“) das höchste Ansehen. Pikanterweise erwähnt Paulus sie in V28 unter den verschiedenen Ämtern und Gaben an allerletzter Stelle. Nahezu ein Provokation!

Der dritte Strukturierungsaspekt bezieht sich auf die „soziale Kohärenz“. Das Gleichnis vom „Leib Christi“ weist in immer neuen Wendungen und mit nahezu penetranter Nachdrücklichkeit auf die Zusammengehörigkeit vieler Glieder in einem einzigen Organismus hin. Keine andere Metapher hebt so anschaulich und so überzeugend wie das paulinische Gleichnis den sozialen Zusammenhang vieler Organe und Glieder in einem gemeinsamen Organismus hervor. Damit wird nichts Geringeres als der inklusive Kerngedanke der „Vielfalt in der Einheit“ als das zentrale Analogon angesprochen.

* Die Einheit der vielen Organe und Glieder wird insbesondere gestiftet durch ihre reziproke Abhängigkeit. Jeder braucht den Anderen. Alle sind aufeinander angewiesen, jedes Organ auf all die anderen Organe und auf den gesamten Organismus, und umgekehrt der gesamte Organismus auf jedes seiner Organe und Glieder. Alle sind unwiderruflich zu einer einzigen Einheit verbunden. Man könnte dramatisierend auch sagen: Die Organe und Glieder sind auf Gedeih und Verderb miteinander verbunden, zum Zusammenhalt, zur Kooperation und zur Solidarität verdammt. Man nennt diese Form der reziproken Abhängigkeit auch „positive Interdependenz“ (Kapitel 4.6).
* Der Leib bzw. jeder Organismus ist gleichermaßen durch das Prinzip der Pluralität und das Prinzip der Solidarität gekennzeichnet. Viele Glieder bilden den einen Leib. Es geht also nicht allein um Vielfalt, sondern immer zugleich auch um Gemeinsamkeit (Wocken 20xx).
* Das Prinzip der Solidarität schließt, wie bereits erwähnt, die schwächer scheinenden Glieder ausdrücklich mit ein. Achtung und Wertschätzung der Schwachen werden ausgesprochen mit dem Ziel, „damit im Leib kein Zwiespalt entstehe, sondern alle Glieder füreinander sorgen“ (V25).
* Neben dem funktionalen Aspekt der reziproken Abhängigkeit spielt auch der emotionale Beziehungsaspekt für das Funktionieren einer Gemeinschaft eine Rolle: „Wenn darum ein Glied leidet, leiden alle Glieder mit; wenn ein Glied geehrt wird, freuen sich alle Glieder mit“ (V26). Heftige Magen- oder Zahnschmerzen können das emotionale Wohlbefinden in erheblichem Maße beeinträchtigen. Umgekehrt können gute Laune und positives Denken die Leistungsfähigkeit günstig beeinflussen und mitunter sogar unheilbare Krankheiten besiegen.

Als zusammenfassende Würdigung scheint mir eine Äußerung des Theologen Christhard Ebert geeignet: „Das neutestamentliche Bild des Leibes Christi ist das stärkste und aussagekräftigste für die inkludierende Kraft von Kirche und möglicherweise auch für inklusive Gesellschaftsformen. Das Bild des Leibes beinhaltet die notwendige Unterschiedlichkeit und es existiert nur in solidarischer Kooperation der unterschiedlichen Glieder miteinander. Es beantwortet die Frage nach dem Zusammenhang von Einheit und Verschiedenheit, indem es individuelle Identität als Teil der kollektiven Identität versteht und gleichzeitig dem *Ich* im Raum des *Wir* Geltung verschafft“ (Ebert 2013, 84).

Gerne füge ich aus meiner Sicht abschließend hinzu, dass das paulinische Leib-Gleichnis ein brillantes didaktisches Meisterwerk ist, das seinesgleichen sucht.

 **4.6 Synopse der Metaphern**

Die Galerie der Metaphern für Inklusion ist damit abgeschritten. Am Ende des Rundgangs stellt sich die Frage, ob alle „Bilder“ für Inklusion gleichermaßen gut geeignet sind, das Wesen von Inklusion abzubilden.

Nun, eine objektive Rangfolge der Abbildungsgüte wird es wohl nicht geben. Wir alle füllen die Metaphern mit ganz unterschiedlichen inneren Bildern und haben aufgrund individueller Erfahrungsbiographien auch persönliche Vorlieben und Präferenzen. Man kann aber die eher gefühlte Wertschätzung der fünf Metaphern ergänzen und unterfüttern durch rationale Argumente und Urteile. Das soll hier geschehen.

|  |  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- | --- |
|  | *Freiheit*Persönliche Identität | *Gleichheit*Egalitäre Differenz | *Brüderlichkeit*SozialeKohäsion | *Summe* |
| Zirkus | 2 | 2 | 2 | 6 |
| Salat | 3 | 2 | 2 | 7 |
| Mosaik | 3 | 1 | 2 | 6 |
| Dorf | 1 | 1 | 3 | 5 |
| Organismus | 3 | 3 | 3 | 9 |

Tab. 1: Rating der ikonischen Repräsentationsgüte von Metaphern für Inklusion

In meinem Aufsatz „Zur Philosophie der Inklusion“ (Wocken 2013) habe ich zu zeigen versucht, dass man den Kern der Inklusionsidee auch auf die Leitideen der Französischen Revolution „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ zurückführen kann. Diesen Gedanken aufgreifend möchte ich die Trias Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit als normative Basis nutzen, um aus den drei Leitideen rationale Kriterien für die Bewertung der Metaphern zu gewinnen.

*Freiheit*

Die Leitidee Freiheit beschreibt den Menschen als ein freies Wesen, der sich selbst gehört, das Recht auf ein selbstbestimmtes Leben hat, den Sinn seines Lebens in sich selbst trägt und keinerlei Bevormundung dulden muss. Die Ermächtigung zu einem persönlichen Lebensentwurf und zu einer selbstständigen Lebensführung machen die Freiheit und die Menschenwürde ausnahmslos aller Menschen aus. Nach der „Selbstzweckformel“ von Immanuel Kant existiert der Mensch „als Zweck an sich selbst“. Es ist ethisch nicht gestattet, einen Menschen gegen seinen Willen als Mittel für andere Ziele zu „verzwecken“. Das bedeutet für unseren Zusammenhang: Auch in der Inklusion haben alle Menschen grundsätzlich ein Recht auf freie Persönlichkeitsentfaltung. Niemand muss in der Inklusion seine persönliche Identität aufgeben und an den Nagel hängen. Keine soziale Gruppe kann von einzelnen Mitgliedern verlangen, sich der Gruppe anzupassen, unterzuordnen, zu assimilieren. Migranten müssen nicht perfekte „Deutsche“ werden, Menschen mit Behinderungen nicht „normal“ und Homosexuelle nicht „heterosexuell“.

Das Kriterium „persönliche Identität“ kleide ich in die Frage: Ob und in welchem Maße gestattet eine Metapher für Inklusion dem Einzelnen die Wahrung und Pflege einer persönlichen Identität?

In der Tabelle 1 wurden mit den Ziffern 3=exzellent, 2=gut und 1=befriedigend die Metaphern bezüglich des Kriteriums „persönliche Identität“ bewertet. Die besten Werte für Identitätstoleranz erhalten die Metaphern Salat, Mosaik und Organismus; wegen des hohen Anpassungsdrucks muss sich die Metapher Dorf mit einer niedrigen Bewertung begnügen.

*Gleichheit*

Die Leitidee Gleichheit wird hierzulande in einem horrenden Umfang mit antisozialistischen Ressentiments bedacht und typischerweise als „Gleichmacherei“ missverstanden (Geyer 2014). Gleichheit – so lautet das Vorurteil – sei das Gegenteil und ein Gegner der Freiheit. Diesem tiefsitzenden Vorurteil ist kaum beizukommen. Dabei liegen die Dinge eigentlich recht einfach. Gleichheit bedeutet, dass alle Menschen die gleichen Grundfreiheiten haben. Gleichheit bedeutet gleiche Rechte haben. Auch Migranten haben ein Recht auf Leben. Auch Hartz-IV-Empfänger haben ein Recht auf Menschenwürde. Frauen und Männer sind gleichberechtigt. Das demokratische Wahlrecht verlangt, dass die Stimmen aller Wahlberechtigten – ob arm oder reich, ob Hochwürden oder Penner, ob Professor oder Hilfsschüler – gleich gezählt werden müssen. In diesem Sinne wäre es weniger missverständlich, statt von Gleichheit von Gleichberechtigung zu sprechen. Inklusion bejaht den Artikel 1 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte: „Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren.“

Der Grundsatz der Gleichberechtigung bedeutet nicht, dass es in inklusiven Gesellschaften und Gruppen keine Unterschiede geben darf; Unterschiede im sozialen Status, im Einkommen, im Vermögen, in den Begabungen und Leistungen, in der Ausstattung mit politischer, ökonomischer oder sozialer Macht, auch nicht in den politischen und religiösen Anschauungen, und schon gar nicht in den Meinungen und modischen Vorlieben. Aber aus real existierenden Unterschieden zwischen Menschen dürfen keine grundsätzlichen Wertunterschiede gemacht werden. Dies gilt insbesondere für die menschenrechtsrelevanten Kategorien Geschlecht, Abstammung, Religion, Rasse, Besitz) (GG Art. 3,3). Inklusion fordert menschenrechtliche Gleichheit und plädiert in gesellschaftlichen Bereichen eher für flache Hierarchien. Annedore Prengel hat bekanntlich diese Sichtweise von „Gleichheit“ auf die treffende Formel „egalitäre Differenz“ (Prengel 1993/2006) gebracht. Weder eine Diktatur von Despoten noch eine Klassengesellschaft noch eine patriarchalische Gesellschaft sind mit der Philosophie der Inklusion kompatibel.

Das Kriterium „egalitäre Differenz“ fordert eine menschenrechtliche Gleichberechtigung und stellt die Hierarchiefrage. Bezogen auf den anstehenden Kontext wird gefragt, in welchem Maße die Metaphern eine mehr oder minder ausgeprägte Hierarchie zwischen den Elementen eines „Bildes“ nahelegen.

Dem inklusiven Idealziel möglichst flacher Hierarchien und konstitutiver Gleichwertigkeit kommt am ehesten die Metapher „Organismus“ nahe. Die Metaphern „Mosaik“ und „Dorf“ geben Status- und Wertunterschieden dagegen mehr Spielraum (Tabelle 1).

*Brüderlichkeit*

Schließlich die dritte Leitidee „Brüderlichkeit“. Die Vokabel „Brüderlichkeit“ ist gewiss nicht mehr zeitgemäß, die zugrundeliegende Idee indes ist von überzeitlicher Gültigkeit. Der bereits zitierte Artikel 1 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte fährt fort: Sie „sollen einander im Geiste der Brüderlichkeit begegnen.“ Aus dem weitgespannten Gedankenkreis, der mit „Brüderlichkeit“ angesprochen wird, greife ich als einen zentralen Kern die „soziale Kohäsion“ heraus.

Soziale Kohäsion, der innere Zusammenhalt einer Gruppe, hat einen relationalen (emotionalen) und funktionalen Aspekt. Der relationale (emotionale) Aspekt von sozialer Kohäsion hebt auf das Beziehungsgefüge und Zugehörigkeitsgefühl in einer sozialen Gruppe ab. Ein inklusives Zugehörigkeitsgefühl muss man dabei als eine reziproke, wechselseitige Verbundenheit verstehen. Einerseits versichert eine soziale Gruppe jedem Gruppenmitglied verbindlich: „Du gehörst zu uns“ (Stähling 2009). Andererseits bekennt auch das Gruppenmitglied sich selbst ausdrücklich zur Gruppe: „Ich gehöre zu Euch!“ Nur wenn beide Seiten eine wechselseitige Verbundenheit bekunden und empfinden, ist wirklich ein inklusives Zugehörigkeitsgefühl gegeben. Die Behindertenrechtskonvention nennt dieses Zugehörigkeitsgefühl „sense of belonging“.

Die formale Zugehörigkeit allein reicht also nicht, sie muss auch als Gefühl in den Menschen ankommen. Ein Beispiel: Eine gelungene Integration von Menschen islamischen Glaubens ist erst dann gegeben, wenn die Bürger Deutschlands mehrheitlich dem Satz „Der Islam gehört zu Deutschland“ (Wolfgang Schäuble 2006; Christian Wulf 2010) zustimmen, und wenn andererseits die Bürger islamischer Herkunft sich ihrerseits zu Deutschland bekennen und diesem Land angehören wollen. Bekanntlich ist dieses reziproke Zugehörigkeitsgefühl auf beiden Seiten derzeit kaum vorhanden, so dass von einer gelungenen Integration wahrlich nicht gesprochen werden kann.

Soziale Kohäsion in funktionaler Hinsicht meint „positive Interdependenz“. Das Konstrukt der „positiven Interdependenz“ bzw. „positiven Abhängigkeit“ wurde im Kontext der Entwicklung von kooperativen Unterrichtsmethoden konzipiert. „Positive Abhängigkeit ist dann erfolgreich etabliert, wenn die Gruppenmitglieder feststellen, dass sie dadurch miteinander verbunden sind, dass sie nur erfolgreich sein können, wenn alle erfolgreich sind“, heißt es bei Norman und Kathy Green, den führenden Vertretern des kooperativen Lernens (Green /Green 2005). Bei positiver Interdependenz ist einerseits die Gruppe auf jeden Einzelnen angewiesen; jeder Einzelne leistet seinem Vermögen gemäß einen unverzichtbaren Beitrag zum gemeinsamen Erfolg. Andererseits ist aber auch die Gruppe mitverantwortlich für den individuellen Lernerfolg des Einzelnen. Alle sind voneinander abhängig; sie fördern und unterstützen gegenseitig sowohl das fachliche Lernen und wie auch die soziale Akzeptanz und das subjektive Wohlbefinden. Ein Beispiel für das reziproke Kooperationsprinzip „Einer für alle, alle für einen“ wäre etwa die Anfertigung einer Collage „Unser Zoo“, die als ein arbeitsteiliger und interdependenter Produktionsprozess strukturiert wird. Ferner erfüllen viele Mannschaftsspiele im Sport das Kriterium der positiven Interdependenz. Der Sturm einer Fußballmannschaft kann viele Tore schießen, dass hilft alles nichts, wenn der eigene Torwart noch mehr Tore zulässt. Und ohne eine gute Abwehr kann auch ein guter Torwart ganz schlecht aussehen.

Aus dem erläuterten Kriterium „soziale Kohäsion“ erwächst die doppelte Fragestellung, erstens wie eng und intensiv die Beziehungen zwischen den einzelnen Elementen eines „Bildes“ gestaltet sind (relationaler Aspekt), und zweitens, in welchem Umfang das gesamte Gefüge durch ein hohes Maß an positiver Interdependenz geprägt ist (funktionaler Aspekt). Sind die einzelnen Metaphern gute ikonische Repräsentanten für Inklusion und stellen sie gute Abbilder für soziale Kohäsion in relationaler und funktionaler Hinsicht dar?

Die soziale Kohäsion der Metaphern „Organismus“ und „Dorf“ sind in Tabelle 1 als „exzellent“, der Metaphern „Zirkus“, „Salat“ und „Mosaik“ als „gut“ eingestuft worden.

Das Rating in Tabelle 1 ist durch und durch subjektiv und spiegelt die persönliche Wertschätzung des Verfassers wider. Andere werden andere Bilder im Kopf haben und zu anderen Bewertungen kommen. Bei allen bisherigen Trainingsstunden hat allerdings die Metapher „Organismus“ immer den ersten Platz belegt. Meine eigene Sicht der Dinge geht ferner bei den Metaphern „Salat“ und „Mosaik“ nicht mit den Einschätzungen von Etzioni völlig konform. Zwischen Salatschüssel und Mosaik bestehen keine substantiellen Unterschiede, sondern bestenfalls Nuancierungen. Die markanteste Differenz wird von Etzioni durch die sehr starke Betonung eines gemeinsamen „Rahmens“ markiert.

Weil dem Kriterium „soziale Kohäsion“ im Kontext von Inklusion ein besonderes Gewicht beizumessen ist, kann die recht gute Punktebilanz zugleich als ein Güteerweis für die Inklusionstauglichkeit der ausgewählten Metaphern insgesamt angesehen werden. Für die Güte der Metaphern spricht weiterhin, dass sie eine zentrale Eigenschaft gemeinsam haben und alle uni sono eine gemeinsame Botschaft verkünden: Einheit in Vielfalt. Mit dieser inklusiven Botschaft befinden sich die Metaphern in bester Gesellschaft

* mit dem Wappenspruch der Vereinigten Staaten: „E pluribus unum“.„Aus vielen eines“;
* mit der Programmatik der kanadischen Einwanderungspolitik, die der Kommunitarist Amitai Etzioni mit „Einheit in Vielfalt“ überschreibt (Etzioni 2006);
* mit der Europäischen Union, die sich ebenfalls das Motto „Einheit in Vielfalt“ gegeben hat. Zur Begründung heißt es auf der Homepage der Europäischen Union: „Es zielt darauf ab, gemeinsame Werte wie Freiheit, Frieden und Solidarität in einer aus unterschiedlichen Kulturen und Sprachen zusammengesetzten Union zu verteidigen“ (EU 2019);
* mit der Theorie der Integrations- bzw. Inklusionspädagogik, die sich von Anfang an als „Pädagogik der Vielfalt“ verstanden hat (Hinz 1983; Prengel 1983; Preuss-Lausitz 1983);
* schließlich mit meiner förmlichen Begriffsbestimmung der Inklusion (Wocken 2019).

**5. Einübung in inklusives Denken**

Die Macht der inneren Bilder kann und sollte man auch pädagogisch nutzen. Im Folgenden wird beschrieben, wie ich wiederholte Male auf Veranstaltungen und in Seminaren die Metaphern „Zirkus“, „Dorf“, „Mosaik“, „Salatschüssel“ und „Organismus“ genutzt habe, um erwachsene Teilnehmer in inklusives Denken einzuführen.

Alle erwachsenen Menschen haben mehr oder minder elaborierte Vorstellungen über Inklusion. Was Inklusion ist und bedeutet, ist wohl für niemanden gänzlich neu, alle haben schon eine vorbewusste Meinung und eine vorgefasste Grundeinstellung dazu. Gegenwärtig kommen diese subjektiven Inklusionskonzepte vor allem im Zusammenhang mit der Migrations- und Flüchtlingsprogrammatik zur Geltung. Diese inneren Inklusionsvorstellungen gilt es, ins Bewusstsein zu heben und zur Sprache zu bringen, damit sie bearbeitet werden können. Es ist ein guter und bewährter pädagogischer Grundsatz, die Menschen dort abzuholen, wo sie stehen; das bedeutet: Inklusive Pädagogik muss Räume und Arrangements schaffen, wo die Menschen ihr Vorwissen und ihre Vorerfahrungen einbringen und artikulieren können. In kokonstruktiven Aushandlungen haben sich dann die bisherigen Vorstellungen zu bewähren; sie können im Austausch mit anderen und in der Konfrontation mit neuen Inklusionsbildern bestätigt oder ergänzt werden, unter Umständen aber auch sich zu Modifikationen und Korrekturen genötigt sehen.

Die Gruppengröße sollte nach meinen Erfahrungen mindestens 16 und höchstens 40 Teilnehmer betragen. Für die gemeinsame Arbeit ist ein großer bestuhlter Raum erforderlich. Für die Gruppenarbeitsphase müssen in diesem Großraum mehrere Gruppen- und Arbeitsecken eingerichtet werden, bei größeren Teilnehmerzahlen sollten mehrere Räume oder Gesprächsecken zur Verfügung sind. Schließlich brauchen alle Gruppen jeweils ein Flipchart-Blatt nebst kräftigen, bunten Filzstiften für die Protokollierung der Arbeitsergebnisse.

*Erste Phase*

Nach der Zusammenkunft im Plenum kann die Arbeit ohne Umschweife beginnen. Für alle sichtbar sind exemplarisch Flipchart-Blätter mit den fünf Metapher-Namen angebracht. Dann werden das Thema der Übungseinheit und die Aufgabenstellung für die Gruppenarbeit bekannt gegeben:

 „Die Wörter,Zirkus’,,Dorf’,,Mosaik’,,Salatschüssel’ und,Organismus’ sind Metaphern für ‚Inklusion‘. Eine Metapher ist ein anschauliches, bildhaftes Wort, das eine Eigenschaft, einen Sachverhalt von einem bekannten Objekt auf ein neues Objekt überträgt. Das bekannte und das neue Objekt haben nun diese und nur diese eine Eigenschaft gemeinsam. Die Aufgabe für die Gruppenarbeit lautet: Was haben die Metaphern ,Zirkus’,,Dorf’,,Mosaik’,,Salatschüssel’ bzw.,Organismus’ mit ‚Inklusion‘ gemeinsam?“

Es werden nun nach dem Zufallsprinzip Arbeitsgruppen mit jeweils drei bis fünf Teilnehmern gebildet. Die Arbeitsgruppen erhalten ebenfalls per Los ihre Metapher und werden, mit einem Flipchart-Blatt und Filzstiften ausgestattet, einer Gesprächsecke zugewiesen.

*Zweite Phase*

Die Gruppen notieren in Form von Spiegelstrichen, welche Gemeinsamkeiten zwischen Inklusion und ihrer Metapher bestehen. Die Vorgehensweise ist zweistufig: Zuerst arbeitet jeder Teilnehmer an einer eigenen Auflistung, dann wird zusammengetragen und eine gemeinsame Liste erarbeitet.

Diese Arbeitsphase dauert maximal 30 Minuten.

*Dritte Phase*

Die Arbeit im Plenum beginnt mit einem Galerie-Gang. Alle Teilnehmer wandeln von Poster zu Poster und nehmen alle Arbeitsprotokolle zur Kenntnis. Bei den Postern stehen die jeweiligen Autoren für etwaige Nachfragen zur Verfügung.

*Vierte Phase*

Danach beginnt die Präsentation aller Gruppenplakate vor dem Plenum. An jede Präsentation können sich kurze Diskussionsrunden anschließen.

*Fünfte Phase*

In geheimer Abstimmung stimmen die Teilnehmer auf vorbereiteten Stimmzetteln durch eine Vergabe von 1 bis 5 Punkten über die Güte der Metaphern ab. Die Punktsummenwerte bilden die Grundlage für ein Ranking der fünf Metaphern.

*Sechste Phase*

Die Urteile über die inklusive Güte der Metaphern wurden nach subjektivem Gutdünken, „aus dem Bauch heraus“ abgegeben. In der sechsten Arbeitsphase sollen die emotionalen Werturteile rational überprüft, unterfüttert oder ggf. modifiziert werden. Die Evaluation erfolgt mithilfe der Kriterien „personale Identität“, „egalitäre Differenz“ und „sozial-emotionale Zugehörigkeit“. Alle Teilnehmer erhalten ein Arbeitsblatt mit einer leeren Tabelle 2. In die Tabelle werden von eins bis drei gestufte Werturteile eingetragen. Das Evaluationsverfahren erfolgt in zwei Schritten, zunächst individuell in Einzelarbeit, dann diskursiv in den jeweiligen Teilgruppen.

*Schluss*

Zum guten Schluss präsentiert der Leiter der Übungseinheit seine persönlichen Bewertungen und begründet sie jeweils. Weil es keine absolut richtigen Qualitätsurteile gibt, geht es bei dem Vergleich der Gruppenurteile mit dem Trainerurteil nicht um Rechthaberei. Das Vergleichen eröffnet ein weiteres Mal die Gelegenheit, die Positionen miteinander auszuhandeln und zu einer kokonstruktiven Meinungsbildung zu finden.

**Literaturverzeichnis**

[EU-Cordis] (2017): Europäische Kommission, Cordis: Einheit in Vielfalt. In: https://cordis.europa.eu/article/…(27 März 2007)

[LMU-Theologie] (2019): Ludwig-Maximilians-Universität München, Katholisch-theologische Fakultät: Die Gemeinde als Leib Christi nach 1 Kor 12. (Skrpt). In: https://www.kaththeol.uni-muenchen.de/…,

Ahrbeck, Bernd (2011): Das Gleiche ist nicht für alle gleich gut. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 8. Dezember, Nr. 286

Brodkorb, Mathias (2012): Warum Inklusion unmöglich ist. Über schulische Paradoxien zwischen Liebe und Leistung. In: Brodkorb, Mathias /Koch, Katja (Hrsg.): Das Menschenbild der Inklusion. Erster Inklusionskongress M-V - Dokumentation Rostock, S. 13-36

Dahrendorf, Ralf (2004): Debatte: Schmelztigel und Salatschüssel. In: DIE WELT, 11.09.2004

Ebert, Christhard (2013): Inklusion durch Kooperation? In: Pithan, Annabelle /Wuckelt, Agnes /Beuers, Christoph (Hrsg.): ".. damit alle eins seien". Im Spannungsfeld von Exklusion und Inklusion. Münster: Comenius-Institut, S. 70-90

Ehrhardt, Christian (2018): Studie: Trend zum Landleben gewinnt rasant an Fahrt. In: https://kommunal.de/…(12.12.2018)

Etzioni, Amitai (2006a): Vielfalt in Einheit. In:https://heimatkunde.boell.de/... (Heinrich-Böll-Stiftung)

Etzioni, Amitai (2006b): Das Prinzip Mosaik. Für eine gerechte und praktikable Einwanderungspolitik. In: Süddeutsche Zeitung, 08.04.2006

Feuser, Georg (1985): Integration muß in den Köpfen beginnen. In: Welt des Kindes 63, 3, S. 189-195

Feuser, Georg (2012): Integration muss in den Köpfen beginnen - Inklusion auch. (Vortrag am 24. Nov. 2012) Bremen

Geißler, Rainer (2003): Multikulturalismus in Kanada - Modell für Deutschland? In: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 26, S. 10-15

Geyer, Christian (2014): Unglaubliche Gleichmacherei. In: www.faz.net, 21.07.2014

Green, Norman /Green, Kathy (2005): Kooperatives Lernen im Klassenraum und im Kollegium. Das Trainingsbuch. Seelze: Kallmeyer

Hinz, A. (1993): Heterogenität in der Schule. Integration - Interkulturelle Erziehung - Koedukation. Hamburg: Curio

Hinz, A. (2006): Kanada - ein 'Nordstern' in Sachen Inklusion. In: Platte, A. / Seitz, S./ Terfloth, K. (Hrsg.): Inklusive Bildungsprozesse. Bad Heilbrunn, S. 149-158

Hinz, Andreas /Wocken, Hans (Hrsg.) (1987): Gemeinsam leben - gemeinsam lernen beim Hamburger Integrationszirkus. Bericht vom 5. Bundeselterntreffen am 9. und 10. Mai 1987 in Hamburg. Hamburg: Curio

Hüther, Gerald (2008): Die Macht der inneren Bilder. Wie Visionen das Gehirn, den Menschen und die Welt verändern. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht

Jahr, David /Kruschel, Rogert (Hrsg.) (2019): Inklusion in Kanada. Perspektiven auf Kulturen, Stukturen und Praktiken. Weinheim: Beltz

Köpfer, Andreas (2013): Inclusion in Canada. Analyse inclusiver Unterrichtsprozesse, Unterstützungsstrukturen und Rollen am Beispiel kanadischer Schulen in den Provinzen New Brunswick, Prince Edward Island und Québec. Bad Heilbrunn: Klinkhardt

Kraus, Josef (2017c): 30 Jahre Bildungspolitik. Eine kleine Geschichte neuer und wiederkehrende Dogmen. In: lehrernrw, 4, S. 13-16

Prengel, Annedore (1993 /2006): Pädagogik der Vielfalt. Verschiedenheit und Gleichberechtigung in Interkultureller, Feministischer und Integrativer Pädagogik. 3. Aufl. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss. (Schule und Gesellschaft, 2)

Preuss-Lausitz, U. (Hrsg.) (1993): Die Kinder des Jahrhunderts - Zur Pädagogik der Vielfalt im Jahr 2000. Weinheim: Beltz

Schiller, Ulrich (1990): Schmelztiegel oder Salatschüssel. In: DIE ZEIT, 08.11.1990,

Schmidt, Rainer (2019): "Muss eigentlich jeder immer alles können?" In: https://bildungsklick/…, 29.01.2019

Schnabel, Eckhardt J. (2014): Der erste Brief des Paulus an die Korinther. Witten: SCM-Verlag), 3. Auflage

Simon, Jana (2011): Mein armes Amerika. In: ZEITmagzin, Nr. 44

Sommer, Theo (2006): Ideologie des Nichtstuns. In: DIE ZEIT, 12.04.2006

Stähling, R. (2009): "Du gehörst zu uns". Inklusive Schule. Ein Praxisbuch für den Umbau der Schule. 2. Aufl. Hohengehren: Schneider

Wocken, Hans (2013a): Zur Philosophie der Inklusion. Eckpfeiler und Wegmarken der Behindertenrechtskonvention. In: Wocken, Hans: Zum Haus der inklusiven Schule. Ansichten - Zugänge - Wege. Hamburg: Feldhaus, S. 109-127

Wocken, Hans (2015): Sind Behinderte Menschen? Die Abhängigkeit der Teilhabechancen Behinderter von ihrer Kategorisierung als Menschen. In: Wocken, Hans: Vom Haus der inklusiven Schule. Berichte - Botschaften - Widerworte. 1. Aufl. Hamburg: Feldhaus Verlag, S. 159-173

Wocken, Hans (2017): Vielfalt allein genügt nicht! Zur dialektischen Einheit von Vielfalt und Gemeinsamkeit. In: Wocken, Hans: Beim Haus der inklusiven Schule. Praktiken – Kontroversen – Statistiken. Hamburg: Feldhaus Verlag, S. 170-250

Wocken, Hans (2018): Die Inklusionsfallen der Kritiker und Gegner. Notorische Fakes und ideologische Obsessionen. In: Wocken, Hans: CONTRA Inklusionskritik. Eine Apologie der Inklusion. Hamburg: Feldhaus Verlag, S. 143-182

Wocken, Hans (2019): Inklusive Bildung. Annäherungen an den Begriff der Inklusion und Forderungen an die Inklusionsforschung. (In diesem Band)

1. Ein „advance organicer“ (Ausubel) ist eine Art mentale Landkarte, die im Voraus einen Überblick über die Struktur und die Inhalte eines Themas bietet. [↑](#footnote-ref-1)